

Nach Bränden wie im Zschornoer Wald erholt sich die Natur schnell

Was Feuer im Forst anrichtet

Ein Waldbrand wie vor zwei Wochen bei Jerischke ist eine Katastrophe für die Natur. Doch danach erholt sie sich erstaunlich schnell und mit neuer Vielfalt. Die RUNDSCHAU war mit Förster Gert Noack (42) im Revier Zschornoer Wald unterwegs.

Bei dem jüngsten Feuer sei er ganz schön ins Schwitzen gekommen, sagt Gert Noack, der mit dem Revier Zschornoer Wald seit dem Jahr 2000 rund 1846 Hektar Bundesforst beaufsichtigt. Das Feuer am 16. Juli südlich von Jerischke sei mit gut einem Hektar aus seiner Sicht gefährlich groß gewesen (die RUNDSCHAU berichtete). Es sei im Süden von einem Schutzstreifen aufgehalten worden, im Osten habe die Feuerwehr einen 50-jährigen Baumbestand schützen können. Mit Waldbränden hat Gert Noack in seinem Revier erst seit dem Jahr 2003 zu tun. Damals waren es vier, genauso wie 2004. 2005 habe er nur einen, 2006 keinen, 2007 bisher zwei gehabt, so Noack. Wer heute am Schauplatz des vergangenen Feuer vom 16. Juli vorbeifährt, sieht verkohlte Baumstämme und aschebedeckte Erde ohne ein Zeichen von Grün. Das aber werde sich schnell ändern, sagt Förster Gert Noack.



Ein Todeskandidat ist diese rund 90-jährige Kiefer an der sächsischen Landesgrenze, wo es Ende April gebrannt hat. Über jüngere Bäume waren die Flammen bis in die Krone geklettert. Harz und verkohlte Borke sind sichere Zeichen für den schlechten Zustand des Baums. Die Jungkiefen im Hintergrund sind Ende April verbrannt. Auf der vorderen Fläche brannte es 2004. Ganz offiziell Feuer gelegt wurde 2005 im Naturschutzgebiet Zschornoer Heide, um die Heidelandschaft zu erhalten.

Sehen kann er das an all den anderen, kleineren Flächen, die er in seinem Geländewagen abfährt. Die erste erreicht er von Jämlitz aus nach fünf Minuten. Dort brannte auf 600 Quadratmetern ein Bestand 110-jähriger Kiefern. Die meisten hat ihre Rinde gerettet. «Je nach Rindendicke können die Bäume schon mal eine halbe Stunde den Flammen trotzen», sagt Gert Noack. Wichtig sei aber, dass das Kambium, die Leitgefäße unter der Rinde, intakt bleiben.

«Der Brandgeruch lockt den Kiefernprachtkäfer an», sagt Noack. «Unmittelbar nach einem Brand versammeln sich die Käfer an den verkohlten Bäumen, paaren sich, und dann legt das Weibchen die Eier unter der Rinde der frisch verbrannten Bäume ab.» Typisch für solch einen geschädigten Baum sei eine noch grüne Krone – und abgefallene Rinde: «Der ist dann nicht mehr überlebensfähig», so Noack. Die Bäume, die das Feuer überlebten, hätten dagegen gute Wachstums-Chancen, sagt der Experte.

«Asche ist ein Turbobeschleuniger»

Brennt eine dicke Rohhumusschicht – die Bodenschicht aus abbaubaren Vegetationsrückständen – ab, entsteht Asche. Das seien neue Mineralien für den ansonsten eher nährstoffarmen Lausitzer Sandboden, so Noack. «Die Asche ist ein Turbobeschleuniger», sagt er. Wird ein Feuer schnell gelöscht, nähmen die stärkeren Bäume kaum Schaden, profitierten aber von der Asche, die in den Boden gewaschen würde. Außerdem sei die Kiefer sehr «verjüngungsfreundlich». Samen der Kiefer brauchen Noack zufolge Hitze, um aufzugehen. Die herausfallenden Samen könnten bis zu 150 Meter weit fliegen. Auch hier mache ein Feuer oder Sonneneinstrahlung einen großen Unterschied. Zu sehen an der Brandfläche von 2003: Auf einem Hektar stehen nun hunderttausende junger Sämlinge, wo vorher zehn alte Bäume standen, schätzt Noack. Unter den jungen Bäumen sind auch Aspen, sogar Weiden. Deren Samen müssten aus großer Entfernung hergeflogen sein, so Noack. Sie könnten Hunderte von Jahren im Boden überdauern. Im Waldboden seien sie geschützt. Schon in fünf Zentimeter Tiefe unter einem Feuer herrschten Noack zufolge nur noch 25 Grad Celcius.

Schon jetzt sei zu erkennen, welche Bäume durchkommen könnten – welche Birke die anderen überragt oder welche Kiefer günstig frei steht. Oft genug mache aber das hungrige Wild einen Strich durch die Rechnung. «Das haben wir hier aber mittlerweile im Griff», sagt Noack.

An der Landesgrenze zu Sachsen hat es im Jahr 2003 auf insgesamt 0,3 Hektar gebrannt. Hier hat sich neben dem üblichen Kraut- und Strauchbewuchs stellenweise Landreitgras durchgesetzt – «der Fluch der Forstwirtschaft», so Noack. «Es bildet einen dichten Wurzelfilz, so dass andere Pflanzen keine Chance haben, zu wachsen.» Erst, wenn einige Bäume hoch genug seien, um es zu beschatten, sterbe es ab.

Der direkte Vergleich

Etwas weiter grenzen zwei ehemalige, knapp je einen halben Hektar große Brandflächen aneinander. Obwohl nur drei Jahre zwischen den Bränden liegen, ist die bereits 2004 verbrannte Fläche wieder dicht mit Weiden und Aspen bedeckt, während auf der Ende April betroffenen Fläche noch verdorrte Jungkiefen aufragen. Doch auch dort beginnen sich bereits Heidelbeere und Preiselbeeren breitzumachen – begünstigt von den Niederschlägen am Muskauer Faltenbogen. An anderer Stelle habe auch das Löschwasser dazu beigetragen, dass Traubeneichensamen aufgegangen sind, so Noack. Die Roteichen dort zeigen eine ganz eigene Überlebensstrategie: Überleben die Wurzelstämme, sprießen daraus neue Triebe. Allerdings haben sich schon Rehe am frischen Grün bedient.

Auch Birken sind reinste Überlebenskünstler. «Die Wurzeln und sogar Stämme können nach einem Feuer während der Vegetationszeit neue Triebe bekommen», so Noack. Die Birke ist für Noack ein außergewöhnlicher Baum, speichere doch ein zwölf Meter hohes Exemplar enorm viel Wasser: 140 Liter pro Tag, während im Vergleich dazu eine Buche auf gerade einmal 30 Liter kommt. Auf den Heideflächen des Reviers seien Birken zum Winterende 2005 sogar absichtlich auf einem Hektar abgebrannt worden, um die Heidelandschaft offen zu halten, erklärt Noack. Auch Heidesamen könnten Temperaturen bis zu 200 Grad Celcius überstehen und würden durch die Hitze zum Keimen angeregt. Gemeinsam mit dem Feuerökologen Professor Johann Georg Goldammer vom Max-Planck-Institut für Chemie in Freiburg und der Feuerwehr wurde kontrolliert Heide abgebrannt. Damit werde die Heide verjüngt und die Heideblüte intensiv, so Noack, der die Blüte in rund einer Woche erwartet.

Doch während die Heide eine Kulturlandschaft ist, hat Noack auch ein Beispiel urwüchsigen Waldes, der auf Waldbrände eingestellt ist: Den Yellowstone Nationalpark in den USA. Von den dortigen Mammutbäumen falle totes Holz herab, das sich sammele. Erst, wenn beispielsweise ein Gewitter den Wald entzünde, könnten sich erst die Samen der Bäume öffnen – während die dicke Baumrinde dem Feuer widerstehe, sagt Gert Noack. Im Zschornoer Wald heiße es dagegen weiterhin, wachsam zu sein.